

Werk

Titel: Richard Wagners Briefe an seine erste Frau

Autor: Golther, Wolfgang

Ort: Berlin ; Leipzig

Jahr: 1908

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?84623971X_007_02_26|LOG_0073

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



Eine neue, wunderbar reiche Quelle zur Kenntnis Richard Wagners ist mit dieser soeben erschienenen, 269 Nummern umfassenden Briefsammlung¹⁾ erschlossen. Der erste Brief ist am 21. Juli 1842, der letzte am 28. Sept. 1863 geschrieben. Die neuen Briefe, von denen bisher nur 7 durch Glasenapp in Richard Wagners Familienbriefen 1907 veröffentlicht waren, laufen denen an Liszt (1841–1861) und an Frau Wesendonk (1853–1871) zur Seite und sind inhaltlich von gleich hohem Wert. Sie bestätigen durchaus die dort mitgeteilten Tatsachen, ergänzen, erweitern und vermehren den Lebensbericht in sehr erheblicher Weise und fügen der gewiß ausführlichen und gründlichen Schilderung Glasenapps viele neue Züge hinzu. Alle Briefe Wagners sind sehr lebendig und anschaulich, stets erfüllt vom vollen Zauber seiner restlos sich gebenden Persönlichkeit und doch dem Anschauungskreis des Empfängers angepaßt. Der Vergleich der Briefe an Frau Wesendonk und Minna ist hierfür besonders reizvoll. Philosophische Auslassungen und tief greifende Betrachtungen über die Werke fehlen in den Minnabriefen gänzlich. Die äußeren Lebensereignisse und das eheliche Verhältnis bilden den Hauptinhalt. Und gerade hierin erblicken wir die wichtigste Seite der neuen Sammlung, die über bisher noch dunkle Punkte völlig aufklärt.

In Magdeburg hatte Wagner die Schauspielerin Minna Planer kennen gelernt, am 24. November 1836 vermählte er sich mit ihr in Königsberg. In den schweren Notjahren von Paris bewährte sich Minna sehr tüchtig. Nach der zweiten Pariser Zeit, 1861, wurde das gemeinsame Zusammenleben endgültig aufgegeben, Minna blieb bis zu ihrem Tod (25. Januar 1866) in Dresden. Tappert hat in der „Musik“ I, Heft 15/16 (1902), S. 1401 ff. zusammengestellt, was damals über Minna zu erfahren war. Jetzt bedarf es keiner Zeugnisse aus zweiter und dritter Hand mehr, die echten Urkunden sprechen selber zu uns. Man gewinnt aus ihnen vollen Aufschluß über Wagners erste Ehe. Richard Wagner hegte aufrichtige Liebe zu seiner Frau, er behandelte sie mit zartester Rücksicht und rührender Sorgfalt, als er ihren leidenden und schonungsbedürftigen Zustand erkannte; eine behagliche Häuslichkeit an ihrer Seite erschien ihm, so lang es irgend möglich und denkbar war, als das erstrebenswerteste Ziel. Kein tadelndes Wort trifft ihre Verständnislosigkeit, im Gegenteil, er unterrichtet sie immer vom Stand seiner Arbeiten, soweit er einige Teilnahme voraussetzen durfte. Frau Minna aber verfolgte ihren Mann mit Argwohn, Eifersucht und grundlosen Vorwürfen, hörte auf Verleumdung und Klatscherei und schrieb meist unfreundlich und gereizt. „Wer Briefe von Dir bei mir vorfinden wird, wird darin geschrieben lesen, daß meine Frau mich und mein Betragen gegen sie herzlos, roh und gemein nennt. So wird denn dies wohl auch in meine Biographie kommen“ (II. S. 287). Man wird wohl einwenden, Wagner habe seiner Frau Grund zum Mißtrauen gegeben. Wo lag der erste Anlaß zu Trübungen? Darüber läßt der Brief 172 (vom 18. Mai 1859) keinen Zweifel übrig;

¹⁾ Richard Wagner an Minna Wagner. 2 Bände. Berlin, Schuster & Loeffler, 1908.



er behandelt das erste Jahr der jungen Ehe, das sich in Wirklichkeit vielleicht noch tragischer anließ, als der Brief ahnen läßt, jedenfalls sehr wesentlich durch Minnas Schuld. Eine bisher kaum bekannte ernste Störung der Ehe trat im April 1850 ein, als Wagner von Paris nach Bordeaux reiste. Der im vorliegenden Hefte der „Mussik“ abgedruckte 36. Brief (vom 17. April 1850) gibt davon Kenntnis. Im 37. Brief verkündet Wagner seinen Entschluß, eine Reise nach Griechenland und dem Orient anzutreten, damit sich „in der Trennung die gegenseitige Erinnerung an unser beider vergangenes Leben wohltuender und selbst tröstender gestalte, als bei fortgesetztem Zusammenleben dies der Fall gewesen sein würde“. Die geplante Reise und Trennung wurde damals nicht ausgeführt. Und die Veranlassung zu Minnas Aufregung? Frau Jessie Laussot, geb. Miß Taylor, die Gattin eines französischen Kaufmanns, die in zweiter Ehe nachmals den Schriftsteller Karl Hillebrand heiratete, erbot sich zusammen mit Frau Julie Ritter, Wagner eine Jahresrente zu gewähren, und lud ihn in ihr Haus nach Bordeaux. Wagner berichtet dies alles ganz genau seiner Frau. „Ich dünkte, es müßte für Dich wirklich erhebend sein zu sehen, welchen tiefen Eindruck die Werke Deines Mannes auf gesunde, unentstellte und edle Herzen hervorzubringen vermögen, daß er imstande ist, zu solchen aufopferungsvollen Entschlüssen der innigsten Teilnahme zu bestimmen?“ Aber Frau Minna wurde, genau wie hernach bei Frau Wesendonk, von rein persönlicher Eifersucht geplagt und quälte ihren Gatten mit maßlosen Vorwürfen. Dabei waren auch bössartige Einflüsterungen, denen die schwache Minna immer rettungslos erlag, mit im Spiele. Noch am 30. Mai 1859 (II S. 95) kommt Wagner auf die Angelegenheit zurück: „Man hat Dir damals geschrieben, ich sei das zweite Mal nach Bordeaux gekommen, um eine junge Frau ihrem Manne zu entführen?? Nun, da laß Dir denn doch auf Ehre und heiligstes Gewissen von mir beteuren, daß solch eine unverschämte Lüge und Verleumdung noch nie gegen einen Menschen erfunden worden ist“.

Nach solchen Vorgängen wird Minnas Verhalten gegen Frau Wesendonk begreiflich. Was aus den Briefen an Frau Mathilde zu erfahren war, findet volle Bestätigung in denen an Frau Minna. Von Mitte April bis Mitte Juli 1858 weilte Minna in einer Heilanstalt in Brestenberg; Wagner blieb in Zürich. In den Briefen 121 (23. April), 127 (28. Mai), 130 (31. Mai), 132 (3. Juni), 134 (11. Juni) bittet er immer wieder um Geduld und Vertrauen: „Mir ist nur ein Vorwurf geworden, nämlich von je es unterlassen zu haben, Dich von der Reinheit dieser Beziehungen zu belehren, so daß es Dir unmöglich gewesen sein würde, die Frau so zu beleidigen“. „Blicke ich mich so um, so muß ich mich doch über das schöne Asyl freuen, das uns bereitet ist. Es ist und wird uns erhalten bleiben: wir haben es mit edlen, reinen Menschen zu tun“. „Diejenige, die Du so hassest, wünscht nichts mehr, als daß ich nur das hübsche Asyl behalte, selbst wenn sie mich nie sieht oder sonst mit mir verkehrt.“ Nach Minnas Rückkehr kam es zur Katastrophe, die Wagners Brief an seine Schwester Kläre vom 20. August 1858 schildert. Auch dieser hochwichtige Brief wird ergänzt durch den an Minna vom 19. August 1858 (No. 142). Nach der Katastrophe wird das Verhältnis noch öfters berührt, am 18. April 1859 (No. 169), am 19. Oktober 1861 (No. 217), am 12. Juni 1862 (No. 247). Die bedeutendste Zusammenfassung und Klärung steht im hier mitgeteilten 217. Briefe. Zu den Worten Wagners in dieser Sache ist nichts mehr hinzuzufügen.

Von allen seinen Reisen sandte Wagner seiner Frau ausführliche Berichte, in denen alle möglichen Dinge zur Sprache kommen. Sehr lebendig ist namentlich ein Wiener Brief vom 11. Juli 1848. Gehoben von der freiheitlichen Stimmung dieser Tage hoffte Wagner auch in Wien seine Reformvorschläge fürs Theater verwirklichen zu können.

Von den Londoner Konzerten 1855 schrieb Wagner 27 umfangreiche Briefe (I, S. 139 bis 223). Auch die aus den Wesendonkbriefen bekannte Venezianer und Luzerner Zeit (1. September 1858—6. September 1859— Bd. I, S. 302—23; II 1—139) zieht nochmals an uns vorüber.

Die Umwelt, der der zweite und dritte Tristanaufzug entstammten, liegt nun mit seltener Klarheit vor unsern Augen. Dabei hören wir vom Ursprung der heiteren Weise, die auf dem Rigi entstand: „früh um 4 Uhr weckte der Knecht mit dem Alphorn. Ich fuhr auf, sah daß es regnete und blieb liegen, um weiter zu schlafen. Doch ging mir das drollige Geblase im Kopfe herum, und daraus entstand eine sehr lustige Melodie, die jetzt der Hirt außen bläst, wenn er Isoldes Schiff ankündigt, was eine überraschend heitere und naive Wirkung macht“ (II, 118). Nun wissen wir auch, warum zur lustigen Weise eine besondere Anmerkung der Partitur statt des englischen Horns ein sehr kräftiges Naturinstrument nach dem Modell der Schweizer Alpenhörner verlangt.

In Band II, S. 32 wird kurz und bündig nochmals die Auffassung zurückgewiesen, die in einer Dichtung allzu einseitig das persönliche Erlebnis aufsucht. „Nichts kann man wahrhaft dichten, namentlich im Drama, was nicht außerhalb einem steht, so daß man es gleichsam sich gegenüber sieht; steckt man drin, so ist man unfähig zur klaren Dichtung“. Das Kunstwerk ist für seinen Schöpfer immer eine Flucht aus dem Leben ins Reich des Ideales, eine Erhebung und Verklärung. Und im Augenblick des künstlerischen Schaffens müssen alle Wirrnisse bereits überwunden sein.

Gelegentlich werden in den Briefen einzelne Künstler erwähnt. So hören wir nochmals von der Schröder-Devrient (II, 12): „sie steht nur noch groß und bedeutend vor meiner Erinnerung, wie sie mein Ideal für den dramatischen Gesang geblieben ist, das mir unverlöschlich bei allen meinen Arbeiten vorschwebt“. Sie erhielt auch eines der ersten Exemplare der Tristandichtung, die sie freilich nicht verstand. Durch Niemann kommt Wagner II, 31 auf den Rienzi: „ich sagte ihm, daß, wenn er die Rolle so originell nach meiner Auffassung gäbe, er erst auch Tichatschek zeigen könnte, was eigentlich an Rienzi sei. Es ist dies meine wahre Meinung, und auch Dir sage ich, daß T. noch keineswegs mein Ideal als Rienzi ist.“ Über den Wiener Lohengrin, die erste Aufführung des Werkes, die Wagner erlebte, berichtet er in freudigster Stimmung (II, 178 ff.). Die schönen Wiener Versprechungen erwiesen sich leider sehr bald als trügerisch. Da war alles oberflächlich und versagte, sobald ernste Vertiefung verlangt wurde.

Wie schmähsch der sächsische Bureaokratismus durch das jahrelange Hinauschieben der Begnadigung an Wagner sich versündigte, geht auch aus diesen Briefen wieder hervor. Wie ganz anders kam man doch Wagner außerhalb Sachsens entgegen! Er schreibt aus London (I, 214): „ich muß gestehen, daß von dieser so freundlichen und gemüthlichen Königin, als sie mir ganz traulich versicherte, sie freue sich meine Bekanntschaft zu machen, ich mich recht herzlich gerührt fühlte, weil mir unwillkürlich meine äußere Stellung zu ihr einfiel, die doch wirklich nicht schwieriger und befangener machend sein kann. Ich, der ich in Deutschland von der Polizei wie ein Straßenräuber verfolgt werde, dem man in Frankreich Paß-Schwierigkeiten macht, werde von der Königin von England vor dem aristokratischsten Hofe der Welt mit der ungeniertesten Freundlichkeit empfangen. Ich stand auch nicht an, ihr dies ganz treuherzig zu verstehen zu geben, worauf sich ein längeres Gespräch über meine Opern entspann, in welches sich Prinz Albert mit einer recht angenehmen Theilnahme mischte“. Sogar nach erfolgter Begnadigung erfuhr Wagner

von Dresden her nur Unfreundliches. Dafür zeugt Bd. II., S. 191. Der Großherzog von Weimar wollte auf Liszts Betreiben Wagner einen Orden geben. „Er frug in Dresden, wohin er vorm Jahre ein halbes Dutzend von seinen Orden ausgeteilt hatte, an, und erhielt zur Antwort, wenn er mir seinen Orden ebenfalls geben wolle, würde man aus Dresden ihm sofort alle dorthin verliehenen zurückschicken. Darauf suchte Liszt den Großherzog zu bestimmen, mich mit ihm allein zur Tafel bei Hof zu laden, auch dies erklärte der Großherzog für unmöglich. Hieraus wirst Du schon ersehen, wie weit der Großherzog von Baden (jedenfalls der Beste von Allen) bereits ging, als er mich wiederholt bei sich empfing.“ Wenn die deutschen Fürsten bei allem Wohlwollen für Wagner so ängstliche Rücksichten zu nehmen hatten, wie einzig und herrlich steht König Ludwig da, der sich zu wahrhaft großer und freier Anschauung erhob, der dem Meister trotz „heuchelnder Sitte hartem Gesetz“ ein mitschöpferischer Freund geworden ist.

So weiht also Wagner seine Frau in alle seine ihr nur einigermaßen faßlichen Erlebnisse ein. In einem Punkte stimmten die Gatten ganz und gar überein, in der Liebe zu den Tieren. Wagner schreibt aus London (I, 168): „Leider hatte ich jetzt wieder viel schlaflose Nächte: als ich einmal aus dem unruhigen Halbschlaf erwachte, hörte ich plötzlich nahe im Park eine Nachtigall schlagen. Das liebe Tier höre ich jetzt oft, Abends und Morgens. Ach, wenn diese rührende Natur nicht noch wäre, ich hielt' es wahrlich unter dieser Menschenrace nicht mehr aus! Lieb ist mir's, daß Du auch so viel Sinn dafür hast und die Tiere so liebst: sie bleiben wirklich für ein gefühlvolles Herz der einzige Trost in einer Welt, wo der Mensch seine höhere Vernunft eigentlich nur durch Verstellung und allerlei kleinberzigen Wahnsinn bezeugt. Wie reizend wahrhaftig sind diese Tiere: und was erstrebt der gewöhnliche Mensch, unter allem Anschein, doch nur anderes, als sie, nur daß sie aufrichtig sind, und nichts vorheucheln?“ Die beiden Hunde Peps und Fips und der Papagei Jacquot kommen fast in jedem Briefe vor. Wagner erkundigt sich nach ihnen oder erzählt ihre Streiche. Auch der Pudel Rüpel aus der Dresdener Zeit wird einige Male erwähnt.

Die vorliegende Sammlung bestätigt wieder aufs neue glänzend Glasenapps Ausspruch (Bd. IV, S. VII): „es mag nicht viele große Männer in allen Nationen und auf allen Gebieten geben, die es vertragen, so bis ins einzelste in allem, was sie getan, gedacht, geschrieben haben, ans Licht gezogen und unter die schärfste Lupe der Forschung genommen zu werden, ohne dadurch zu verlieren“.

Als Proben des fundamentalen Wertes dieser Publikation fügen wir im Folgenden mit Genehmigung des Verlages Schuster & Loeffler fünf Briefe des Meisters an seine erste Frau bei.

Paris, 17. April 1850.

Liebe Minna!

So nenne ich Dich noch trotz der Unterschrift des letzten Briefes, den ich von Dir erhielt, und in dem Du Dir für nächstens wieder Dein „Sie“ ausbatest. „Liebe Minna!“ so nenne ich Dich in der schweren Stunde, in der ich heute vor Dir hintrete, — so nannte ich Dich einst, als noch nicht die schlimmste und unheilbarste Seelenverstimmung zwischen uns eingetreten war, und so sollst Du — willst Du mir es gönnen — immer in meinem Gedächtnisse fortleben! — —



Deine Briefe nach Bordeaux haben mich gewaltsam aus einer schönen, letzten — Täuschung über uns aufgeschreckt: ich glaubte endlich Dich gewonnen zu haben, ich währte Dich der Macht der wahren Liebe gewichen zu sehen, — und empfand mit fürchterlichem Schmerze mehr als je die unfehlbare Gewißheit, daß wir uns nicht mehr angehören. Von diesen Tagen an litt es mich nicht mehr: ich konnte gegen Niemand mehr sprechen, — ich wollte schnell fort — zu Dir, verließ in Hast meine Freunde und eilte nach Paris, um von da schnell nach Zürich zu gehen. Seit 14 Tagen bin ich nun wieder hier: mein altes Nervenleiden ist wieder über mich gekommen; wie ein Gespenst liegt es auf mir, — ich muß es von mir abschütteln, ich muß es um meiner, — um Deinetwillen. — Höre mich an! Das gänzlich Verschiedene im Grunde unseres Wesens hat sich zur Pein für mich — und namentlich auch Dich, zu jeder Zeit seit wir uns kennen, bald gelinder, bald greller herausgestellt. Nicht ich brauche Dich an die unzähligen Auftritte zu erinnern, die seit den frühesten Zeiten sich zwischen uns ereigneten, — denn in Deinem Gedächtnisse leben sie wahrscheinlich lebhafter als in dem Meinigen. Was mich dennoch damals so unwiderstehlich an Dich festband war die Liebe, eine Liebe, die über alle Verschiedenheit hinweg sah, — eine Liebe, die Du aber nicht theiltest, mindestens gewiß nicht in dem Grade, als sie mich beherrschte. Meinem Drängen auf Vereinigung gabst Du eigentlich nur nothgedrungen nach: Du empfandest vielleicht für mich Alles, was Du überhaupt empfinden konntest, — Allein das, worauf es gerade ankam, und womit man jedes Leiden lächelnd erträgt, die unbedingte Liebe, die Liebe, mit der wir den Anderen gerade so lieben und als den lieben, wie und welcher er ist, — diese Liebe konntest Du nicht empfinden, denn Du verstandest mich schon damals nicht, da Du immer von mir annahmest, ich solle ein Anderer sein, als der ich in Wahrheit bin. Seit der Wiedervereinigung nach jener ersten Störung unserer Ehe, leitete Dich gegen mich eigentlich nur noch die Pflicht, — die Pflicht hieß Dich mit mir allen den Kummer tragen, den wir in Paris litten, und noch in Deinem vorletzten Briefe nennst Du in Bezug auf jene Zeit nur die Pflicht, — nicht die Liebe. Hättest Du damals wahrhafte Liebe zu mir im Herzen gehabt, so würdest Du Dich nun nie der Ertragung jener Leiden rühmen, sondern in Deinem festen Glauben an mich und das, was ich bin, hättest Du in diesen Leiden eine Nothwendigkeit erkannt, deren man sich um eines Höheren willen fügt, indem man nur dieses Höheren gedenkt, im Bewußtsein dieses Höheren glücklich ist, der niederen Leiden aber darum vergißt. Du — wie Du nun einmal bist — hast nachträglich allerdings aber keinen Ersatz gefunden, — Du siehst immer nur noch das Leiden!



Seit meiner Anstellung in Dresden tritt Deine wachsende Misstimmung gegen mich genau mit der Zeit und in dem Grade ein, als ich — meinen persönlichen Vorteil vergessend — im Interesse meiner Kunst und meiner künstlerischen wie menschlichen Unabhängigkeit den elenden Direktionsverhältnissen jener Kunstanstalt mich nicht mehr zu fügen vermochte und mich dagegen auflehnte. In dieser entscheidenden Periode meines Lebens wird jeder, der mich genau beobachtete und zu verstehen suchte, zugestehen müssen, daß Alles was ich that eine unausbleiblich richtige Consequenz meines künstlerischen Wesens war, dem ich eben — trotz aller persönlichen Gefahren — treu blieb. Daß ich endlich nicht nur als Künstler, sondern als Mensch auch mich gegen all die lasterhaften Zustände empörte, die — bei meiner leidenschaftlichen Natur — niemand zu größerer Qual empfinden konnte als gerade ich, das muß demjenigen höchst erklärlich — und daher gewiß auch nicht tadelnswürdig erscheinen, der mir genau gefolgt wäre, wie ich Schritt für Schritt — nicht sprungweise — zu dem Standpunkte als Künstler und als Mensch gelangte, den ich jetzt einnehme: er hätte erkennen müssen, daß ich hierin nicht willkürlich und aus Eitelkeit verfuhr, denn er hätte beobachtet, wie ich darunter litt; er hätte mir demnach Trost und Muth zugesprochen, und mein Weib hätte dieß gethan, wenn sie sich Mühe geben wollte mich zu verstehen, wozu sie keineswegs der Büchergelehrsamkeit bedurfte, sondern nur der Liebe! — Wenn ich von einem neuen Aerger, von einer neuen Kränkung, von einem neuen Mislingen, tief verstimmt und erregt nach Hause kam, was spendete mir da dieses mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Theilnahme? Vorwürfe, neue Vorwürfe, nichts als Vorwürfe! Häuslich gesinnt, blieb ich dennoch zu Haus, aber endlich nicht mehr um mich auszusprechen, mich mitzuthemen und Stärkung zu empfangen, sondern um zu schweigen, meinen Kummer in mich hineinfressen zu lassen, um — allein zu sein! Dieser ewige Zwang, unter dem ich so lange schon lebte und der mir nie erlaubte nach einer Seite hin mich ganz gehen zu lassen, ohne zu den heftigsten Auftritten zu gelangen, lastete auf mir und zehrte an meiner Gesundheit. Was ist alle körperliche Pflege, die Du mir allerdings reichlich angedeihen ließest, gegen die nothwendige geistige für einen Menschen von meiner inneren Erregtheit! Entsinnt sich wohl meine Frau, wie sie es einst über sich vermochte, acht Tage lang mich auf dem Krankenbette zu pflegen, kalt und ohne Liebe, weil sie mir eine heftige Äußerung vor meiner Erkrankung nicht vergeben konnte?

Genug! Die entscheidende Stunde schlug: ich mußte fliehen und hinter mir Alles zurücklassen. Einen einzigen Wunsch hatte ich, ehe ich Deutschland ganz verlassen sollte, mein Weib noch einmal zu sehen!

Alles wäre mir gleichgültig gewesen, ich hätte mich fangen lassen, — ohne diesen Trost wollte ich aber nicht fortziehen. Nicht um mir diesen Trost zu geben, oder um aus meiner Umarmung noch einmal Trost zu empfangen entschloß sich aber endlich meine Frau, meinen Bitten nachzugeben, — sondern nur um einem eigensinnigen Menschen es recht zu machen, damit er endlich fortgehe — allerdings um sich zu retten. Ich kann nie die Nacht vergessen, in der ich in meinem Zufluchtsorte geweckt wurde, um meine Frau zu empfangen: kalt und vorwurfsvoll stand sie vor mir und sprach die Worte: „nun, ich komme, wie Du es durchaus verlangt hast: jetzt wirst Du zufrieden sein! Reise nun fort, ich kehre ebenfalls noch die Nacht wieder um!“ — Es gelang mir endlich, Dich in Jena zu einem herzlichen warmen Abschiede zu gewinnen. Dieser Abschied war mein Trost in der Ferne. Nur einen Gedanken hatte ich: schnelle, unverzügliche Wiedervereinigung. Feurig und seelenvoll bat ich Dich darum in meinen Briefen. Da endlich erhielt ich auf dem Lande bei Paris jenen unglücklichen Brief, der mich in seiner Lieb- und Herzlosigkeit zu Eis erstarrte. Du erklärtest mir, nicht eher wieder zu mir kommen zu wollen, als bis ich Dich im Auslande durch ein Verdienst ernähren könnte: auch sprachst Du deutlich aus, Du hegest keine Liebe mehr zu mir. — Was seitdem sich zugetragen, wird Dir Alles noch im Gedächtnisse sein. Du schriebest mir wieder, verkündigtest mir Deinen Entschluß zu mir nach Zürich zu kommen: ich durfte nun wieder hoffen! Ja ich hegte die Hoffnung, Dich endlich vollends ganz noch für mich gewinnen zu können, Dich von meinen Ideen zu überzeugen, Dich mit mir endlich näher vertraut zu machen. Äußere Sorgen abzuwenden, war ich unablässig bedacht. Du kamst, — wie war ich glücklich! Und doch — ich Unglücklicher! nicht zu mir warst Du gekommen, um mit mir, wie ich war, nun Freud und Leid zu theilen, — sondern zu dem Wagner warst Du gegangen, von dem Du annahmst, er werde nun nächstens eine Oper für Paris componiren! In Dresden hattest Du Dich geschämt zu sagen, Du gingst zu mir nach der Schweiz, — sondern Du gabst vor, Du gingest nach Paris und Dein Mann habe — wie Du wahrscheinlich selbst glaubtest — schon einen festen Auftrag in der Tasche. O, der ungeheure Irrthum zwischen uns beiden mußte sich mit jedem Tage nur mehr enthüllen! Alle meine Ansichten und Gesinnungen blieben Dir ein Gräuel — meine Schriften verabscheutest Du, trotzdem ich Dir deutlich zu machen suchte, daß sie mir jetzt nöthiger wären als alles unnütze Operschreiben. Alle Personen, mit denen ich nicht gleichgesinnt war, vertheidigtest Du, alle mir Gleichgesinnten verdammtest Du, — ich durfte sie vor Dir nicht einmal entschuldigen. Nur die früheren Verhältnisse bereutest Du, — die Zukunft sahst Du nur in einer Wieder-

versöhnung mit ihnen, oder — in einem Pariser Erfolge. Mein ganzes Wesen war Dir feindselig und zuwider: Jeden Augenblick, ach! fast in jeder Bewegung mußte ich etwas thun, was Dir nicht recht war. — Kurz, jetzt erst fühlte ich mich bei Dir gränzenlos allein, weil ich sah, es sei unmöglich Dich für mich zu gewinnen. Um mir nur Ruhe vor Dir zu verschaffen, nahm ich wieder ernstlicher meine Pariser Pläne auf. Der innere Zwang hierzu, der widerliche Kampf gegen meine Ueberzeugung, die Unmöglichkeit, mich meiner nächsten Umgebung verständlich zu machen, bei ihr Trost, Hilfe und Rath zu finden, — dieß alles erzeugte in mir Seelenzustände, die mein körperliches Uebelbefinden nur bedenklich durch hinzutretende Gemüthskrankheit verschlimmern konnten. Noch kämpfte ich, ob ich so wirklich nach Paris abreisen wollte: schwach und hinfällig, wie ich war, trat ich am letzten Sonntag vor Dich hin und frug: „Minna, soll ich nicht wenigstens erst noch einen Brief von Belloni abwarten!“ Du hattest aber das lange Zögern bald überdrüssig — denn nur von Paris war ja immer bei Dir die Rede gewesen —; auch wolltest Du endlich die Stube scheuern und das Logis reinigen lassen; — kurz — Du verstandest mich Aermsten auch diesmal nicht, und erwidertest ärgerlich auf meine Frage, so daß ich, bei Wind und Wetter, matt und krank mich aufmachte, auf der Stelle meinen Platz besorgte und nun allerdings entschieden war, denn ich wußte, welche Existenz ich haben würde, wenn ich bleiben wollte. —

Unter Martern aller Art faßte ich hier in Paris — beim Anblicke des nichtswürdigen Kunstschachers — den festen Entschluß, dem mir Unmöglichen fortan ein für alle mal zu entsagen, und dieser ganzen elenden Kunstwirthschaft unwiderruflich den Rücken zu wenden. Nur eine Sorge hatte ich — nicht um mich, sondern um Dich um unsres Lebens willen. Siehe da! Ein Freundschaftsbund der seltensten und erhebensten Art hatte sich geschlossen, — die Sorge war plötzlich von mir entfernt: Dir selbst war es mitgetheilt worden. Von Bordeaux aus schrieb ich Dir, wie ich nun nur noch ein Glück kenne, ruhig mit Dir in Zürich unsrer beiderseitigen Gesundheit leben, und so nach Herzenslust schaffen zu können.

Dein Brief hat nun Alles zerrissen! Unversöhnlich stehst Du da vor mir, — suchst die Ehre da, wo ich fast die Schande erkennen muß, und schämst Dich davor, was mir das Willkommenste ist. Wie gesagt: nicht zu mir warst Du nach Zürich gekommen, sondern zu dem Componisten einer neuen Oper im Pariser Auftrage. Ja, jetzt verstehe ich Alles!

Du verweist mich auf einen früheren Brief — ich weiß es, es ist der Brief vom vorigen Jahre! Du bist Dir treu! — Daß Du mich nicht liebst, steht klar und deutlich in jeder Zeile, denn Du spottest selbst über Alles, was ich irgend liebe, selbst über das Du, mit dem ich — meiner



inneren Neigung nach — am Liebsten Jemand nenne, der mir nicht fremd sein soll. — Was kann nun meine Liebe sein? Nur der Wunsch, Dich für Deine mit mir nutzlos verlebte Jugend, für Deine mit mir überstandenen Drangsale zu belohnen, Dich glücklich zu machen. Kann ich das nur noch hoffen zu erreichen durch mein Zusammenleben mit Dir? — Unmöglich!

London, 4. Mai 1855.

Liebste Minna!

Heute will ich mich einmal recht zusammennehmen, damit ich nicht — wie gewöhnlich — etwas vergesse. Außerdem hätte ich aus meinem hiesigen Leben wenig Veranlassung: denn das schleicht so trübselig und mit innerem Widerwillen dahin, daß es mir lieb wäre, ich wäre niemals in die Lage gekommen, darüber berichten zu dürfen! —

Also! — Auf die Frage wegen der Pastillen habe ich endlich letztthin, mit Eschenburg, schon geantwortet; nun muß ich aber noch meinen Dank wegen Deiner großen Aufmerksamkeit und Fürsorge sagen, was denn hiermit von ganzem Herzen geschieht. Allerdings hat es etwas drolliges für mich, mir gerade in diesem, doch nur sehr geringen Punkte geholfen zu sehen, während so vieles andre und bedeutendere doch immer fort schrecklich theuer bezahlt werden muß. Die Abgaben für den verrückten Krieg machen grade gegenwärtig das Leben und alle Anschaffungen unendlich viel theurer, als es je zuvor der Fall war; denn Alles und Jedes ist durch die enormen Steuern ungeheuer im Preise gestiegen. — Nun, dieß nebenbei! — Ein Brief muß nach Deiner Angabe jedenfalls verloren gegangen sein: zum Glück war wohl nichts sehr wichtiges drin. Hast Du letztthin meinen Brief mit der Löwen-Geschichte bekommen? Beim Nord-Ost-Wind höre ich fortwährend den bösen Kerl brüllen, was zugleich anzeigt, daß wir immer trockenes und klares, aber kaltes und unfreundliches Wetter haben, so daß ich immer wieder zu meinem wattirten Rocke greifen muß. Dennoch habe ich mir nun noch vollends einen ganzen Frühjahrs- und Sommer-Anzug bestellt; Hosen, Rock und zwei von den starken englischen Piqué-Westen: die Sachen sind hier nicht theurer als in Zürich, eher etwas wohlfeiler; somit schlage ich doch ein Andenken an England für mich heraus, und beschwere zu nächstem Neujahr meine Schneider-Rechnung nicht. — Was die Farbe meines abgetragenen Sommerpaletot betrifft, so wollen wir uns nicht mehr streiten: Du meinst noch den vor 5 Jahren in Zürich gemachten, den ich zuletzt noch im Hause trug, und ich meine den vor 3 Jahren in Zürich gemachten, den ich bisher auf der Straße trug. — Für Dich fallen jedenfalls sehr schöne Irische Spitzen von



London ab: und wohl auch noch etwas. Wenn es an das Ende geht, muß ich doch auch einmal unsre Züricher Freunde recht ordentlich bedenken: was meinst Du? Viel Geld werde ich doch so nicht mitbringen: am Vernünftigsten wäre es dafür, man brächte hübsche Andenken mit: denn — nach London komme ich nicht wieder. Uebrigens, das hat noch Zeit. — Ich glaubte nach dem 4ten Concert abermals 50 Pfund von Anderson zu bekommen, und wollte dann davon sogleich die 1000 fr. für Wesendonck an Sulzer schicken, bei welcher Gelegenheit ich ihm den versprochenen großen Brief zgedacht hatte; Anderson scheint es aber vergessen zu haben; da ich nun noch Geld zum leben habe, möchte ich ihn jedoch nicht mahnen, und will daher noch warten. Sage das doch Sulzer, der hoffentlich nicht so ängstlich mit seinen Besuchen bei einer Stroh Wittwe sein wird, als der „unverdorbene“ Wesendonck, das gute Thierchen, der doch hoffentlich nicht glauben wird, daß nur die Gegenwart des Mannes von allerhand dummen Zeuge abhielte, was sonst nothwendig die Frau mit dem Andern treiben würde; gewiß hat er z. B. von der seinigen keinen so traurigen Begriff, wie ich ihn glücklicher Weise von Dir auch nicht habe, weshalb ich Dir herzlich gern gestatte, jeden Besuch zu empfangen, der Dir nur angenehm sein kann. Dieß bringt mich auf Deine Berichte von dem Verruf, in welchen die Wesendonck bei den Frauen M., H. und B. gefallen ist: — ist die Frau wirklich plötzlich so unangenehm geworden, daß es jene nicht mehr mit ihr aushalten können, so muß das doch recht arg sein, und mir sollte es sehr leid thun, da die Wesendonck noch vor Kurzem allgemein als eine recht liebenswürdige Frau angesehen wurde. Sollte man ihn, Wesendonck, wegen dieses Verrufes seiner Frau „bedauern“, so zeigte das zwar sehr viel Menschenliebe gegen ihn, nicht aber gegen die Frau, die man selbst in Verruf bringt, und ich könnte dieses Bedauern nicht für sehr herzlich halten. Hoffentlich gehst Du aber Mad. H. und M. etc. mit gutem Beispiele voraus und zeigst Dich versöhnlicher und nachsichtiger gegen vielleicht vorkommende Eigenheiten, die im Grunde wohl verzeihlich und nicht so gar abschreckend sein dürften. Natürlich kann auch Dir damit kein Zwang angethan werden, und hast Du eine wirkliche Antipathie gegen die Wesendonck, so würde ich selbst den vermeintlichen ihr schuldigen Dank nicht für stark genug halten, Dich nöthigen zu sollen, einen Umgang fortzusetzen, der Dir zuwider ist. Beruht aber Deine Abneigung auf irgend einem Mißtrauen, das Dir an die Ehre zu gehen schiene, so glaube ich Dir die Versicherung geben zu dürfen, daß dieses Mißtrauen vollkommen ungerechtfertigt und unbegründet sei, und Du dagegen fest annehmen könntest, daß Niemand Dein Vertrauen und Deine Freundschaft mehr verdiene, wie die Wesendonck, so wie ich ebenfalls, bei aller Verschiedenheit der Charaktere und der Fähigkeiten, ein festes

und herzliches Vertrauen zu ihm habe, ein Vertrauen, wie er mit vollem Recht hoffentlich auch mir es zuwendet. — Ich habe so oft auf Deine Mittheilung über die W. nichts erwidert, daß ich dießmal glaubte, mich etwas breiter darüber auslassen zu müssen, weil ich bemerken mußte, daß ein durchaus irriger Argwohn auf übrigens sehr natürliche Weise Dich verstimmt und in Deinem Urtheile befangen machte. Hoffentlich bist Du mir nicht böse darüber? — Was übrigens meine grauen Haare betrifft, so theile das ja Wesendonck's mit, ohne Scheu, meine Eitelkeit zu verletzen, denn obgleich Du mich in Deinem letzten Briefe einen „schönen Mann“ nennst, will ich mir trotzdem nicht viel auf meine Schönheit einbilden. — Mit dem „Onkel und Tante“ kann ich Dir leider nichts Geheimes berichten: es hat damit rein gar keine Bewandniß; Du weißt ja genug, daß ich manchmal schnurrige Einfälle habe, die gar nichts weiter zu bedeuten haben. Mit dem besten und ehrlichsten Willen muß ich dießmal daher Deine Neugierde unbefriedigt lassen. —

Sage übrigens doch Wesendonck, dem ich kürzlich — auf eine Andeutung von ihm — ein paar Zeilen für seine Frau schrieb, daß er noch einen recht vernünftigen Brief von mir zu erwarten habe. —

Dem Violin-Mann habe ich nichts zu sagen: Praeger hat seine Adresse einem hiesigen Instrumentenhändler übergeben; der wird ihm — wenn er auf die Sache eingehen will — selbst schreiben. — Sage einmal, wie kommst Du denn auf die infame Idee, daß in meiner Tannhäuser-Ouvertüre ein Tamtam-schlag vorkäme? In meinem Leben weiß ich nichts davon, kann ihn daher mit dem besten Willen auch nicht auslassen, was ich sonst Dir sehr gern zu Gefallen gethan hätte: irre ich nicht, so ist dieser Tamtam-schlag in Sulzer's Kopfe entstanden? Das hat man davon, wenn man seine Frau mit fremden Junggesellen allein läßt! — Ueber die Concertgeschichten habe ich Dir das letztmal schon das Nöthige geschrieben. Das nächste Programm wird mich etwas für das letzte entschädigen: außer meiner Ouvertüre und einer Beethovenschen Symphonie, haben wir eine Mozartische, die ich ganz neu nüancirt habe und mir Vergnügen machen wird, und zum Schluß — für das Hinausgehen — die Ouvertüre zu Preziosa. Im letzten Concert machten wir eine ganz obscure und unbedeutende — frühere — Ouvertüre von Weber zum Geister-Beherrscher; ich war ganz erstaunt und ärgerlich darüber, daß sie da capo verlangt wurde, und konnte gar keinen Grund dafür auffinden. Nun ist es mir erklärt worden: es war dieß eine absichtliche Demonstration des Publikums zu meinen Gunsten, um mich gleichsam dafür zu entschädigen, daß zuvor Herr Lucas mit seiner langweiligen Symphonie (als Engländer und Direktor der Gesellschaft) mit mehr Applaus aufgenommen worden war, als er jedenfalls werth war. So sind nun diese Leute: die Sache selbst macht

eigentlich nie Eindruck auf sie und läßt sie kalt, wie ich dieß deutlich wieder nachher an der Wirkung der A-dur-Symphonie erkannte; aber, wenn sie sich einmal für eine Person interessieren, so zeigen sie das mit einer Absicht, die fast wie Enthusiasmus aussieht. Alles ist somit Vorsatz! —

Um noch einiges Vergessene nachzuholen, sage ich Dir von der Ney, daß sie mich als Fidelio sehr kalt gelassen hat: eine schöne, gleichmäßige Sopran-Stimme, aber alles Dressur und bereits alle Manieren, die ich so hasse: dazu ist sie gräßlich garstig. Die ganze Vorstellung war schlecht, besonders verstand auch Costa die Tempi gar nicht und verschleppte alles: nur Formes als Rocco war sehr gut. Den könnte ich einmal gebrauchen. Kürzlich sah ich auch Shakespeare's Romeo und Julie im Haymarket-Theater, von sehr unbedeutenden Schauspielern, die aber — wie es schien — genau die Ueberlieferung für die Aufführung inne hatten, was mich doch mannigfaltig interessierte. Drollig ging es mir und Lüders mit dem Darsteller des Romeo selbst: ein alter, weibischer Kerl, den wir für einen Sechziger halten mußten, ohne alle Nase, mit tief eingefallenem Munde und ungeheuer großem Kinne, der auf uns einen so infamen Eindruck machte, daß wir immer, wenn er sich im Profil zeigte, laut lachen mußten. Nach dem 1 sten Akte sahen wir auf dem Zettel nach, wer der alte Junge sei, und fanden zu unsrer Ueberraschung, daß es eine Mistreß Cushmann, also ein Frauenzimmer war!! — Vorgestern waren wir wieder in einem Theater, Olympic-Theater, klein, aber sehr elegant und mit ganz vorzüglichen Schauspielern für das Lustspiel; das eigentliche Hauptgenie war ein Mr. Robsard, der in einer schließlichen Zauberposse den „gelben Zwerg“ spielte, sang und tanzte — denn spielen, tanzen und singen müssen hier alle Schauspieler können. Der Mensch war wirklich ausgezeichnet — ein Gemisch von dem, was ich für Mime und Alberich gebrauche; ich wollte ich hätte den! — Ich läugne nicht, daß der — zwar immer sehr theure — Besuch der Theater, mich dann und wann angenehm zerstreut und dazu beiträgt, den sonst schrecklichen Aufenthalt hier zu ertragen.

Gestern habe ich auch wieder meine Arbeit aufgenommen, in der ich einige Zeit durch gräßliche Verstimmung unterbrochen war. Aus dem Ausfluge nach Bath zu Röckel, ist — wie Du siehst, diesmal nichts geworden, weil Praeger nicht mit konnte: ich erwarte Eduard dafür hier. — Von Liszt's Besuch ist keine Rede: Du hast recht gelesen; er geht nach Ungarn. Hat denn Hülsen das Geld an Sulzer geschickt?

Daß Du in Züricher Blättern nichts mehr über unsere Concerte liest, ist doch natürlich: das kann doch nicht immer so fort gehen. Die gewöhnlichen Berichte in der hiesigen Presse sind kurz, und — je nach

der Partei — absprechend oder anerkennend. Etwas besonderes war auch nicht zu besprechen: nur, weil in dem letzten Concert etwas Neues, die Symphonie von Lucas dran kam, hat Dawison wieder etwas in der Times geschrieben; das Nonett von Spohr, dessen Vortrag er so schlecht fand, habe ich übrigens nicht zu dirigiren gehabt. — Von diesem Dawison werden mir ganz drollige Geschichten erzählt. Gewiß ist, daß er durch Meyerbeers Agenten, den jüdischen Musikalienhändler Brandus, erkauft ist, mich herunterzureißen, um mich hier nicht aufkommen zu lassen, damit ich nicht dann etwa in Paris mich aufthäte. Jedenfalls fühlte er, daß er mich durch den ungeheuren Wuthartikel in der Times wichtiger gemacht hatte, als er natürlich wollte; auch mochte ihm die Redaktion bedeutet haben, und nun ließ er nur in seinem Winkelblatt, der „Musical World“ seinen Geifer auf mich los. Um mich dort recht gründlich zu kritisieren, veranstaltete er nun auch in demselben Blatte eine wörtliche Uebersetzung des Textes von Lohengrin, die, wie mir versichert wird, gar nicht schlecht sein soll. Diese Uebersetzung wird nun allgemein mit großem Interesse gelesen, und erregt die lebhafteste Sensation; so daß der dumme Kerl mir damit wieder nur in die Hände arbeitet. Nun wird mir aber versichert, daß er — Dawison — selbst, ganz entzückt von dieser Dichtung sein soll, und ganz bestimmt habe er sich kürzlich zu einem Freunde von Lüders so geäußert: wer diesen Text geschrieben hätte, müsse ein wahrer Halbgott sein! — Jetzt werde man daraus klug! — Praeger meint, das wäre seine Art: er könne von etwas ganz hingerissen sein, und morgen, wenn es seine Stellung erforderte, risse er es herunter. Schöne Geschichten! — Ob noch einmal etwas tüchtiges und vernünftiges über mich geschrieben wird, muß ich erst abwarten: geeignete Veranlassung, mich ganz kennen zu lernen, entsteht jedenfalls nicht. Einstweilen fällt mir aber etwas über das zweite Concert aus dem Spectator noch unter die Hände: es ist anerkennend, so weit der Mann, der es schrieb, mich eben kennen konnte. Gieb es doch Sulzer zu seiner einstweiligen Befriedigung. —

So, nun hast Du wohl für heute genug, lieber Muzius! (warum mag ich Dich nur so nennen? sollte da nicht auch etwas dahinter stecken?) Pflege Dich recht und bleib' mir recht gesund! es wird schon Alles gut gehen. Wenn Pepsel wieder lahmt, reibe ihm nur wieder die Pfote recht ein; grüße ihn und Knackerchen recht schön von mir. Gestern sah ich ein wunderschönes Hündchen zum Verkauf: aber — ich war treu und standhaft; wie ich's in Allem bin, damit ich mich doch auch einmal selbst lobe. — Habe ich noch etwas vergessen??

Also — leb' wohl, sei herzlichst von mir geküßt; sei recht vernünftig, habe mich lieb, und grüße die ganze Schweizerei 1000 mal.

Dein

Wilhelm Richard Wagner.

Venedig, 9. März 1859.

Nein! guter Mutz! ich bin nicht gereizt gegen Dich, sondern nur sehr besorgt um Dich, um unsre Zukunft. Ich weiß, daß der Friede nur von innen kommen kann, und fühle mich daher unglücklich, wenn Dich der Gedanke an die „Strafe Gottes für die Dir zugefügten Beleidigungen“ und ähnliche düstere und heftige Vorstellungen noch so lebhaft in Dir sind. Doch ist wohl am Ende nicht zu verlangen, daß Du schon ganz beruhigt und klar sein solltest: wäre ich ein kälterer, phlegmatischerer Mensch, so würde ich dieß Alles wohl auch zu jeder Zeit so zu beurtheilen wissen, wie ich es zu nehmen weiß, wenn ich selbst einige Zeit vergehen lasse. Aber leider bin ich selbst, der ich so wenig angenehmes und er-muthigendes erfahre, und im ganzen doch mich immer überanstrengte, oft so reizbar und empfindlich, daß ich nicht immer die nöthige Kaltblütigkeit bewahren kann. Ich sage Dir das dann offen. Aber nun ich mir auch hierüber wieder klar geworden bin, bitte ich, betrachte meine letzte Klage als unerwähnt, und laß Alles auf sich beruhen, was besser ist, als wenn es auf uns lastet! — Was mir die meiste Hoffnung für unsre Zukunft, und die meiste Freude schon für jetzt giebt, sind die Fortschritte in Deinem Befinden! Du glaubst nicht, was mich das erquickt, und wie ich dem Himmel danke, wenn ich so tröstliches höre, wie kürzlich Pusinelli's, und jetzt wieder Deinen gestrigen Bericht. Also, nur so fortgefahren! Alles, Alles wird dann gut und glücklich. Das weiß ich! —

Ich hätte mich recht viel mit Dir zu unterhalten, und wünschte mir dazu ein behagliches Plauderstündchen. Bei dem verfl. — Schreiben kommt mir jetzt immer die Ungeduld an. Daher muß ich mich schon ein bischen kürzer fassen, als ich sonst Lust hätte. Also einmal, erstens: — Zu Wille's werde ich doch lieber nicht gehen. Weiß Gott, ich hatte dabei nur die Bequemlichkeit der Wohnung und des Aufenthaltes für meine unglückliche Arbeit im Auge, auch wohl etwas die Ersparniß, über-sah aber zunächst doch dabei die Schwierigkeit, Zürich gänzlich zu vermeiden, was doch wohl endlich nicht zu umgehen gewesen wäre; schon die Besuche aus der Stadt hätten mich sehr genirt, und am Ende wäre es sehr auffallend gewesen, und hätte neuen Stoff zu Redereien gegeben, wenn ich so ängstlich Zürich vermieden hätte. Das wäre nicht gegangen, und da ich für Zürich jetzt auch nicht eine Spur von Lust habe, was mir nicht zu verdenken ist, so habe ich nun fest abgeschrieben u. gedankt. Du hattest demnach ganz recht, mir zu überlassen, daß ich das mit mir selbst abmachen sollte: glaube mir, das hast Du recht gut gemacht, und ich danke Dir sehr für diese Zurückhaltung. Ich brauchte es mir nur näher zu überlegen, um einzusehen, daß mir dieser Aufenthalt mehr Be-

lästigung als Arbeitsruhe gegeben haben würde. Zudem, das weißt Du, wenn ich einmal über einen Ort hinter mir abgeschlossen habe, so ist's fertig damit bei mir. Aber die Schweiz wird mir jetzt recht erfrischend sein, und nach Bergpartien sehne ich mich sehr. Der Genfer See ist mir nun durchaus nicht sympathisch. Es ist keine rechte Schweiz dort. Die ganzen Ufer entlang nichts wie langweilige Weinberge, und immer nur eine schöne Fernsicht. Ich wüßte gar nicht wo. Alles ist steif. Dagegen hat mir vorigen Sommer Luzern sehr gefallen, wie Du ja überhaupt meine Neigung für den Vierwaldstädter See kennst. Ich hab' da ganz wunderhübsche, bei Wald gelegene Sommerhäuser mit Pensionen bemerkt. Die Monate April, Mai u. Juni giebt's keine Fremden noch, und ich denke da mit leichter Mühe das Rechte für mich schnell zu finden. Vielleicht selbst auch in Brunnen. Also — meine Arbeit für hier naht sich dem Ende, und jedenfalls noch vor Ende des Monats denke ich mich auf und davon zu machen. Den Flügel schicke ich wohl noch etwas früher ab, so daß ich dann alsbald im neuen Quartier heimisch und zur Arbeit fertig bin. Fällt der Himmel nicht ein, so hoffe ich auf eine recht gute, ungestörte Arbeit des dritten Aktes, und — ist der fertig — dann bin ich frei und König, denn ich hab's dann auf längere Zeit aus dem Leibe und kann mich ausschließlich einmal wieder der äußeren Thätigkeit zuwenden. Ungemein freue ich mich, zu meiner Erholung, auf den Rigi und den Pilatus, die ich zu Pferde gehörig zu bereiten gedenke. Dann Ausflüge nach Brunnen, Seelisberg, und — na! wer weiß, ob unser Sommerhäuschen in Brunnen doch nicht einmal wahr wird! —

Jetzt nun aber zum großen Kapitel! — Du, Mutz! Sprich mir nicht so despektirlich von Amerika! — Erschrick nicht! aber — zu bedenken ist es. Fünf Monate wären am Ende doch in die Schanze zu schlagen, wenn ich uns für Zeit unsres Lebens dadurch sorgenlos und unabhängig machen könnte. Und das könnte auf folgende Weise geschehen. Garantirt man mir so viel, daß ich nach Abzug des Aufenthaltes und der Reise (die frei ist) 50 bis 60,000 fr. baar mit zurückbringe, so hätten wir auf fünf Jahre sicheres und schönes Auskommen, könnten während dieser fünf Jahre alle andren Einnahmen unbedingt zurücklegen, und so wieder für eine längere Reihe von Jahren unsre 10 bis 12,000 fr. jährlich uns reserviren. Das Wohlthuende hierbei wäre eben, daß man immer genau wüßte, wie viel man das Jahr hat, und wann man es erhebt, während die jetzige, immer so zufällige Weise der Einnahmen, immer so beunruhigend bleibt, selbst wenn am Ende auch genug eingeht. Außer jener Hauptbedingung habe ich aber noch folgende gestellt: Klindworth als zweiter Dirigent für 10,000 fr. — Ich nur meine Opern. 5000 fr. so gleich in Europa vor auszuzahlen. Das übrige bei einem Handelshaus in



New York deponirt. In Philadelphia und Boston (wo man bereits enthusiastisch sich für mich interessirt) Freiheit, Concerte zu dirigiren. Im Uebrigen übertreibe nicht mit den Kosten des Aufenthaltes. Bin ich in London mit 500 fr.: monatlich ausgekommen, so werde ich's in New York wohl gewiß mit 1000 fr. Für 10 bis 12 fr. täglich hat man dort die beste Pension. — Nun, Du kannst wohl denken, daß nur die Aussicht auf einen so wichtigen Erfolg, wie ich ihn hier bezeichnet habe, mich veranlassen konnte, die Sache etwas ernstlicher in Erwägung zu ziehen, denn im Uebrigen ist es eine infame Zumuthung für mich, so eine abscheuliche Reise zu machen. Das kannst Du Dir wohl denken? Deshalb habe ich denn nun auch noch an eine andre Thüre geklopft, um, wenn sie sich mir öffnet, New York, selbst wenn mir alle Bedingungen erfüllt werden, mit gutem Gewissen links liegen lassen zu können. Nun bewundre Deinen schlaun Mann! Ich habe nach Paris geschrieben und dem Director des Theatre lyrique erklären lassen, daß wenn er nicht sofort den Tannhäuser (oder Rienzi) für nächste Saison fest zur Aufführung bestimmte, alle meine Bedingungen erfüllte und 5000 fr. als Prime (außer den Tantièmen) auszahlte, er nie eine Oper von mir für sein Theater bekommen würde. (Denn dann ginge ich den Winter nach Amerika, und mit meinem amerikanischen Gelde in der Tasche setze ich mich dann ruhig nach Paris; um con amore die Aufführung meiner Opern an der „großen Oper“ zu betreiben.) Und damit halte ich Wort. Nun will ich denn sehen, wozu sich der Mann entscheidet. Stellt er mich zufrieden — gut! Dann valet Amerika! Dann habe ich's bequemer und näher, ziemlich denselben pecuniären Erfolg, und wir Beide sitzen schon diesen Winter behaglich in Paris. Natürlich, wäre mir das Liebste. Käme es nicht zu Stande, und erfüllte dagegen der New Yorker Director alle meine Bedingungen, nun dann gälte es noch in einen sauern Apfel zu beißen, um von dann ab Herr meiner Lage sein zu können. Wir Beide träfen uns in Karlsruhe, Du begleitest mich nach Paris, wo Du am Ende gleich schon am Besten bleiben könntest, und während meiner letzten Reise, Alles schön nach Deinem Sinne einrichten würdest, damit ich, im Frühjahr bei der Zurückkunft Alles in bester, behaglichster Hausordnung finde, — wornach ich mich recht sehr sehne. Ha, wie wird Dir's zu Muthe sein, wenn ich Dir so ein 10,000 fr. verstohlen in die Hand drücke, und sage: „Hier Mutz, nun richte uns einmal hübsch ein!“

Ich fürchte nur, ich werde mit der Zeit schrecklich geizig werden, so eine Leidenschaft habe ich, Rentier zu werden! — Nun aber, für jetzt, wollen wir das Zeug Alles noch nicht überlegen, nichts übereilen, sondern uns mit Allem recht vertraut machen. Es hängt das endliche, schwer erkaufte und langsam zu gewinnende letzte Behagen unsrer alten Tage davon

ab! — Noch ist nichts beschlossen. Alles eben nur Pläne. Aber — es ist etwas daran, daß mußt Du doch auch sagen? — Für Paris bin ich nun durchaus entschieden. Dort allein kann ich mir noch etwas ordentliches nützen; in Deutschland geht's zur Noth (namentlich was die Einnahmen betrifft) auch ohne meine Person. Habe ich die Amnestie —, desto besser, so kann ich auch einmal, wenn's was außerordentliches gilt, dorthin ausfliegen. Aber dauernd in einem solchen deutschen Krähwinkel mich niederlassen, widert mich jetzt an. In Paris kann man so unglaublich ungenirt leben. Eine angenehme Wohnung wäre die Hauptsache, wo Du auch was zu sehen hättest, so — nach den Champs Elysées hinaus; da kann auch Fipsel sich amüsiren. Kurz, ich will's auf meine alten Tage (denn ich habe schreckliche graue Haare!) noch recht gut haben, und Du Alte sollst's auch mit haben. —

Jetzt noch schnell etwas Geschäfte! —

Meser — Kriete — Advokat Schmidt u. s. w. — könnte ich doch alle —!! Also gut — noch einmal in diese Schmiere treten!

Hier beiliegend ein Briefchen an Kriete — lies ihn, und siegle dann! — Und [den] zweiten an den Herrn Müller, Mesers würdigen Nachfolger: — lies ihn auch, schließe dann, und bitte Papa Fischer, daß er ihn selbst dem Herrn zustelle, um sogleich die Antwort, d. h. die Erklärung, zu empfangen, die ich Dich dann bitte, sofort an Breitkopf & Härtel in Leipzig abzuschicken. Dieß Gesindel macht mich ganz rasend. Ein Glück daß sich Härtels mir bereit erklärt haben, die Tannhäuser-Partitur neu zu stechen; ich sähe sonst gar nicht ab, wo ich Partituren her bekommen sollte. Doch hat mir A. Müller jetzt geschrieben, er wolle sein u. Boom's Exemplar an Fischer schicken. —

Daß Du den herrlichen Brief, den ich an den König von Sachsen schreiben sollte, nicht gelesen hast, konnte ich allerdings nicht annehmen. Ich schicke Dir ihn somit zurück, da ich sicher hoffen darf, er wird Dir großen Spaß machen, und Du wirst nun meine Laune begreifen, die ich darüber empfand. Glaub' mir, ich habe in dieser Sache jetzt das Beste gethan, und somit auch — das Letzte. Weiter thue ich nichts, und amnestieren sie mich nicht, so ist's auch gut. Ich weiß mir (das siehst Du), zu helfen! — Den Serre'schen Jux ein ander mal! man muß nicht zu viel auf einmal thun!

Karl sagte mir dieser Tage, daß er seine Frau jetzt nicht erwarte; ich weiß nicht was er immer mit seinem Passe hat, und werde überhaupt nicht recht klug aus ihm. Warte also wegen des Rheingoldes weitere Wünsche von mir ab! — Vor zwei Stunden reiste Winterberger nach Rom ab. Er heulte beim Abschied mir Rotz und Wasser! Dieß Gesindel scheint mich nun einmal Alles lieb zu gewinnen! Karl werde ich wahr-

scheinlich hier zurück lassen; er will, ehe er sich weiter entschließt, gern sein neues Stück fertig machen, was ich recht vernünftig finde. Mich treibt die Arbeit für diesmal fort: und den Krieg möchte ich hier nicht abwarten. Ueber die zukünftigen Revolutionen in Paris wollen wir uns noch verständigen. Bis dahin fahre fort Deinem lieben Arzte Ehre, und Deinem guten Manne Freude zu machen! Ach, wenn ich Dich im halben Jahre recht wohl und gut wiedersehe, haue ich Pusinelli in Stein aus! — Leb' erschrecklich wohl, umarme Fips u. Jacquot, und melde Netten meine Verehrung! Dem Julius schiebe hübsch den Riegel vor! Dem Lüttichau traue nicht zu viel, denn er ist am Ende doch — ein Hofmann! Lerne bei Auerbach's nicht jüdeln, laß Dir lieber von der Devrient jodeln lernen! Und vor Allem liebe, achte und verehere

Deinen

schönen grauen Mann

R.

Luzern, 18. Mai 1859.

Du giebst mir, liebe Minna, oft Veranlassung, zu überlegen was besser sei, ob auf gewisse Auslassungen von Dir zu schweigen, oder zu entgegnen. Im Ganzen glaube ich, ist es für uns beide vortheilhafter, dies und jenes in Deinen Briefen mit Stillschweigen zu übergehen, vor allen Dingen dann, wenn es sich nur um mich handelt; ich habe dies auch dadurch bewährt gefunden, daß ich durch Dich selbst belehrt worden bin, hie und da ein zu großes Gewicht auf eine Deiner Aeüßerungen gelegt zu haben. Anders verhält es sich doch dann, wenn ich finden muß, daß es sich um Vorstellungen handelt, die Dir zu Deiner Selbstqual oft wiederkehren; ich muß mich dann bestimmt fühlen, zu Deiner Beruhigung das Möglichste für eine Aufklärung zu versuchen. Vor Allem sehe ich zu meinem Bedauern, daß eine leicht zu entschuldigende weibliche Eitelkeit Dich stets darüber im Unklaren erhält, was eigentlich unter Liebe zu verstehen sei. Bei mir macht sich dieses Gefühl dann geltend, wenn durch sein sympathisches Interesse für mich ein anderes mich bestimmt, ihm für das mir erwiesene Gute nicht mehr durch Worte, sondern durch Thaten zu danken; sobald ich mich noch genöthigt sehe, Jemanden zur Erwidern die Versicherung meines Dankes und meiner Freundschaft zu geben, fühle ich zugleich, daß es mit Beiden noch nicht ganz ächt steht: erst wenn ich fühle dieses nicht mehr nöthig zu haben, sondern das mir erwiesene Gute als eine Gabe hinzunehmen, von der ich überzeugt sein darf, daß sie dem Geber fast mehr Freude macht, als mir, dem Empfänger, wenn ich also keine Worte und Versicherungen mehr nöthig habe, sondern

diese sogar als überflüssig und ungeeignet erkennen muß, — erst dann fühle auch ich mich in die Lage versetzt, in dem Wohl des Andern mein eigenes wiederzufinden, das was ich ihm Gutes erweise, als eine Wohlthat für mich zu erkennen, wenn er leidet, sein Interesse dem meinigen ganz gleich zu setzen, und wenn er sehr leidet, mein Wohl sogar dem seinigen nachzusetzen, indem es mir klar wird, daß mein eigenes Wohl sich nur auf die Wiederherstellung des Wohles des anderen gründen kann.

Es muß Dir in Deinem sehr angegriffenen Zustande gestattet sein, zu übersehen, daß ich mich in dieser genannten Stimmung und Lage zu Dir befinde; doch solltest Du trotz anscheinend widersprechender Erfahrung finden, daß, wenn ich mich jetzt nach 25 Jahren, am ausgesprochensten und stärksten so gegen Dich verhalte, hierin auch der Grundzug und das Fazit meines Verhältnisses zu Dir gefunden werden muß. — Das, was im edelsten Sinne somit unter Liebe zu verstehen ist, stellt sich aber zwischen Mann und Frau stets erst in Folge ihres Verhältnisses heraus. Was dieses Verhältniß im Anfange knüpft, ist jedoch etwas ganz anderes; dieß ist derjenige Reiz, der kürzere oder längere Zeit andauern kann, seiner Natur nach aber flüchtiger Art ist: man nennt den Zustand, wann man sich unter der Herrschaft dieses Reizes befindet, in der gemeinen Sprache Verliebtheit. Dieser Zustand — denn es ist nur ein Zustand, und als solcher veränderlich — macht uns begehrend und selbstsüchtig, denn er ist eben nur das Verlangen, den Andern ausschließlich zu besitzen und sich zu Willen zu haben: daher hierbei die ungeheure Eifersucht, die fast ein Hauptbestandtheil dieser Leidenschaft ist; um uns ein Recht zur Eifersucht, d. h. zur Abwehr jedes Andern von dem begehrten Gegenstande zu sichern, gehen wir ohne Besinnung und ohne Erwägung dessen, ob andere Umstände uns dies gestatten, ja selbst ohne Rücksicht darauf, ob wir dadurch das Glück des begehrten Gegenstandes unsres eigensüchtigen Verlangens sichern, oder nicht viel mehr äußerst gefährden, auf Bündnisse und Veranstaltungen ein, die eben keinen anderen Zweck haben, als uns zu einem rechtmäßigen Besitzer zu machen. Hierauf gründen sich alle Ehen aus sogenannter — Liebe. Es wird dabei auf die äußeren Umstände keine Acht gehabt; ein einfacher Überblick, eine ruhige Erwägung sagt uns, daß vielleicht eben jetzt, unter den obwaltenden Umständen, bei der Mislichkeit der äußeren Lage und aller darauf bezüglichen Verhältnisse, die Folgen der leidenschaftlich betriebenen Heirath unausbleiblich verwirrend, betrübend, noth- und sorgenvoll sein müssen. Die blinde Sucht nach dem ungeschmälerten Besitz des Andern verwischt aber alle Vernunft: der Eigensinn siegt und — die Folgen, Kummer, Sorgen, Noth und schwere Schicksale, wie sie eine unreife, bürgerlich gänzlich unbegründete, äußerlich höchst misliche Lage unabwendbar herbeiführen, bleiben nicht



aus, und werden um so empfindlicher und gestalten sich um so leidenvoller, je lebhafter und leidenschaftlicher die Individuen sind, die sie sich zuziehen.

Sieh, liebes Kind! Als ich den Leuten einen Begriff von der Entstehung meiner Werke, und somit von der Entwicklung meiner Lebensstimmungen geben wollte, konnte ich eine so wichtige und entscheidende Lebenswendung, wie diejenige, die sich an unsere Verbindung knüpft, nicht umgehen, ohne nicht unverständlich zu bleiben. Es wäre thöricht und gänzlich gegen meine eigentliche Absicht gewesen, hätte ich eben nur etwa unsere Liebesgeschichte länger und breiter erzählen wollen, sondern es galt eben nur mit kurzen Strichen eine Episode von größerer Wichtigkeit anzudeuten, die im übrigen im Leben so vieler, ja der meisten Menschen vorkommt, und deshalb kurz eben nur berührt zu werden braucht, weil man voraussetzt, daß jeder eben wohl weiß, was hier gemeint ist. Nämlich, die nothwendigen Folgen einer ohne Besinnung und Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse, gegen alle Hindernisse und Einwürfe Seitens des praktischen Verstandes, der die Noth voraussieht, aus leidenschaftlichem Begehren geschlossenen jugendlichen Ehe.

Daß es Dir nun nicht aus dem Kopfe gehen will, ich hätte damit Dich bloß stellen, und Dich selbst anklagen wollen, dünkt mich so unsinnig, und so grundfalsch, daß ich bisher kaum vermochte, Dir darüber zu entgegenen, weil ich nicht begriff, woher ich es nehmen sollte, Dich über etwas aufzuklären, was einfach verständlich ist, daß ich denn doch hoffe, bei andren hierüber kein Misverständnis aufgekommen zu wissen, außer vielleicht bei Personen von der Intelligenz der Sch. u. s. w., für die ich allerdings mein Buch nicht geschrieben habe.

Daß ich dieses Vorwort damals drucken ließ, bereue ich allerdings jetzt sehr; denn es war viel zu genial geschrieben, als daß die Mehrzahl der Leser es nur halbweg verstehen könnten. So muß ich denn auch bedauern, daß Du in diesem ganzen Vorwort immer nur diese eine Stelle beachtest, und am Ende wünschtest, ich hätte bei dieser Gelegenheit eine breitere Lebensbeschreibung geschrieben, wobei ich Dir denn auch so recht vor allen Leuten ein schönes Zeugnis über Deine Treue und Aufopferung hätte ausstellen können. Nun, verstündest Du das Ganze, so sähest Du auch, daß es mir nicht einfiel, eine Biographie schreiben zu wollen, was ich — zumal mit Belobigung meiner Frau — wirklich drollig und abgeschmackt genug hätte halten müssen; daß ich dagegen in kurzen Andeutungen von meinem Leben immer nur das berührte, was zur Darlegung des Ganges meiner rein künstlerischen Entwicklung mir nöthig schien. Sollte Dir nun in Zukunft irgend wer einmal mit bedenklicher Miene von dieser Stelle sprechen, so lache ihm ins Gesicht und sage:

„nun freilich, er war so toll, daß er aus Eifersucht mit mir tanzte, und damit nur ja Niemand mir zu nahe kommen durfte, auf der Heirath bestand, und zwar unter so ungünstigen und bettelhaften Verhältnissen, daß meine ruhige Besinnung mir voraussagte, welches Elend wir durchzumachen haben würden. Was wollte ich aber thun? Ich liebte ihn auch, und so taumelten wir blutjunges Paar in ein Misere hinein, das bald genug schon so heftig und kummervoll hereinbrach, daß ich selbst glaubte, nicht drin aushalten zu können, und deshalb meinem unbesonnenen leidenschaftlichen jungen Manne, der mich, während er von Schulden bedrückt war und wir den Sommer ohne Gage vor uns sahn, auch noch mit den stärksten Ausbrüchen einer unleidlichen Eifersucht plagte, eines Tages fortlief.“ — So hättest Du, liebes Kind, der vollen Wahrheit gemäß zu antworten, und würdest damit jene Stelle richtig erklärt haben. Ich setze aber voraus, daß eben nur eine dumme Person Dich in die Lage bringen könnte, Dich zu dieser Antwort zu bewegen, denn eine verständige, besonnene Person würde die Stelle ganz von selbst verstehen, und Dich nicht erst dahin bringen, ihr eine Erklärung zu geben, die schließlich eher über Deine Liebe zu mir, als über die meinige Dir einen Zweifel veranlassen muß. Denn ein wirklich verständiger würde Dich dann dagegen fragen: „so konnten Sie also Ihrem jungen unerfahrenen Manne in der üblen Lage, worin er mit Ihnen war, fortlaufen? Demnach liebten Sie ihn doch nicht wirklich? denn eine Frau, die ihren Mann wahrhaft liebt, und nicht anders kann, als ihn lieben muß, die kann sich von seinen Exzessen wohl sehr unglücklich betroffen und verletzt fühlen, sobald ihr aber ihr einfacher Instinkt der Liebe sagen muß, daß auch jene Exzesse doch nur aus der Leidenschaft der Liebe herrührten (Sie wissen ja, daß Männer aus leidenschaftlicher Liebe und Eifersucht die Geliebte ermordeten!), ferner daß auch die unglückliche, sorgenvolle und harte äußere Lebenslage, in der Sie ihn zurückließen, doch nur Folge der Unbesonnenheit war, mit der er zu einer Zeit auf der Heirath bestand, für die besser eine andre, günstigere abzuwarten gewesen wäre, und eigentlich von seiner heftigen Neigung für Sie herrührte, — dann kann sie ihm doch unmöglich fortlaufen, da ja selbst dieses Elend im Grunde ihr hätte die Versicherung seiner ungemein starken Zuneigung geben müssen.“ — In der That, so würde Dir, liebes Kind, mancher antworten, und da Du so überaus gern in diesen alten Erinnerungen Dich ergehst, so will ich Dir nur sagen, daß mir damals — eben in jener Zeit — auch ein sehr ruhiger und verständiger, gefühlvoller Mensch dieses zu bedenken gab, als ich ihm, mich selbst anklagend, zu Deiner Entschuldigung, und um ihn mit Deiner Handlungsweise zu versöhnen, die obige, für die Zukunft Dir in den Mund gelegte, Aufklärung gab. Du kennst diesen Mann sehr wohl, und wirst wohl nicht viel gegen

ihn einzuwenden haben: es war Herrmann Brockhaus, dessen Brief aus jener Zeit auch mir neuerlich wieder in die Hände fiel. — Wie gesagt, sollte Dir aber jemals dieser bedenkliche Einwurf gemacht werden, so würdest Du, unbeschadet Deiner Ehre, dann etwa so erwidern können. „Allerdings war in jener bedenklichen Zeit meine Liebe zu Richard aus mir geschwunden, doch glaube ich nicht, daß es so weit gekommen wäre, wenn nicht zu gleicher Zeit ein in wohlgeordneten, reichlichen Verhältnissen lebender Mann sich mir mit einem so starken Anscheine herzlicher und bekümmertes Theilnahme für meine leidende Lage näherte und diese Theilnahme mir auf so verführerische Weise betheuerte, daß ich unter all diesen gegenseitigen Eindrücken, für einige Zeit in's Schwanken gerieth, und in Richard's Liebe zu mir, da sie sich namentlich nur in so verletzenden Exzessen gegen mich kund that, daß ich sie kaum mehr erkennen konnte, keine hinreichende Entschädigung für alle das Elend zu ersehen vermochte, welches diese unglückliche, eigensinnige Heirath zur Unzeit über uns Beide gebracht hatte. Ja, ich muß mir vorwerfen, hierdurch eine Zeit lang unsicher über mich geworden zu sein, und wer Alles wohl erwägt, wird der jungen Frau es verzeihen können, daß sie der Versuchung so weit erlag, als sie in der ersten Zeit noch ihrem Manne abgewandt blieb, ihn feindselig behandelte und über ihre Schritte irre leitete, und in der Wahl zwischen ihm und einem anderen bis zu dem Punkte schwankte, daß jener Andere leider sich den Anschein geben durfte, ich habe mich ihm geneigter gezeigt, als es in Wahrheit der Fall war. Gerade dieses Verhältniß war aber meine Prüfung, und in ihr gewann ich erst die volle Ueberzeugung meiner Liebe zu Richard, die schließlich als die Frucht dieser bedauerlichen Verirrung hervorging. Eben jetzt, als es zum Entscheid kommen sollte, erkannte ich deutlich, wie sehr ich Richard liebte, so daß ich es über mich gewann, ihm, der mich nun schon ganz hatte aufgeben müssen und in ein Engagement nach dem fernen Riga gegangen war, meinen Fehler zu bekennen und deshalb um Verzeihung zu bitten, wobei ich ihm eröffnete, daß ja doch nur meine mir bewußt gewordene große Liebe zu ihm mich dazu bewegen könnte. Auch Richard hatte während dem viel zu überstehen gehabt, und namentlich war seine Liebe zu mir auf eine harte Probe gestellt worden; der Anschein hatte ihm den Verdacht, ja den Glauben eingegeben, ich hätte ihn vollständig verrathen und mich einem anderen übergeben: ihm waren aus Hamburg Zeitungen zugeschickt worden, worin er las, daß ich mit Jenem in einem Gasthof abgestiegen war: was konnte der Arme anderes glauben, als eben das Schlimmste? Ja er hatte Briefe erhalten, worin er geradeswegs wegen meines Betragens verhöhnt wurde, und selbst von Mitgliedern des Theaters, bei dem er war, wurden ihm versteckte und offene Insinuationen gemacht, worin er als betrogener Ehemann gehänselt wurde. Aber er bestand diese



Prüfung, und es zeigte sich, daß die erste heftige und eigensinnige Leidenschaft einer ernsten und wahrhaften Liebe Raum gegeben hatte. Er antwortete mir sogleich mit Hingebung, verzieh mir Alles, rief mich zu sich, und hat nie mit einem Menschen, selbst unter den härtesten Versuchen, die sich später einfanden, sich über meinen Fehltritt ausgelassen. So war denn nun Liebe, Treue und Glauben bei uns eingekehrt, und die Jugendprüfungen waren überstanden, wenn auch noch die harten Prüfungen des reiferen Lebens uns selbst vorbehalten bleiben mußten. Bei Richards eigenthümlichem Wesen, das auf der andren Seite ihn zum Hervorbringen so bedeutender Werke und schließlich zu so ungewöhnlichen Erfolgen befähigte, konnte es nicht anders sein, als daß andererseits auch starke Schatten dadurch in unser Leben fielen; der steten äußeren Noth und Sorgen will ich nicht gedenken, wiewohl sie meine Lebenskräfte auf das äußerste in Anspruch genommen haben: doch konnte es nicht ausbleiben, daß seine originelle Künstlernatur, das besonders Gefühlvolle und schwärmerisch Ergreifende seiner Werke, ihn eben so erregbar erhielt, als von ihnen auf andere Erregung ausging, und hieraus Störungen auch für meine Ruhe entstehen mußten. Ein so bedeutender, und stets mit so leidenschaftlichen Kunstmitteln wirkender Künstler, wie gerade Richard, behält Zeit seines Lebens eine gewisse Jugendlichkeit, die der an seiner Seite lebenden Frau wohl oft beängstigend werden muß; während diese Frau im stets gewohnten engen Kreise des Hauses ihm als ein alter Besitz nahe bleibt, den man oft gar nicht mehr beachtet, eben weil er einem so gewiß und altvertraut ist, stellen sich von Außen wohl neu auftretende Erscheinungen ein, gegen deren Wirkung die sorgliche Frau wohl nachsichtig sein muß. Glücklicher Weise blieb er während der Zeit seines eigentlichen Glanzes der Welt fern, und manches Beängstigende ist so vielleicht über meinem Haupte weggegangen. Doch blieb ich nicht ohne schmerzliche Erfahrungen, die um so heftiger auf mich wirkten, als die stete Noth und Unruhe unsres Lebens mich und meine Gesundheit leider schon sehr reizbar gemacht hatten. Dafür habe ich allerdings denn auch die tröstliche und beglückende Erfahrung gemacht, daß, wenn es auf das Aeüßerste kam und das Leiden über mich hereinbrach, ich mich wieder auf Richard verlassen konnte, indem er gerade dann am treuesten und hingebendsten sich erwies, wodurch ich denn zu dem Schlusse berechtigt bin, daß er meine Treue und Liebe auf das herzlichste erwidert, und er endlich Alles über sich ergehen lassen würde, und Allem entsagen könnte, um mich aufzurichten und mir nach Kräften ein guter Mann zu sein. — So steht es mit uns, und nun — fragen Sie mich nicht weiter!“

Ich glaube, diese Antwort wäre recht wahrhaftig und besonnen, und Du könntest Dich darnach mit Stolz und Ruhe erheben. Ich zürne Dir



nicht darüber, daß Du mich in die Lage bringst, sie Dir vorzuschreiben; bitte Dich aber, diese gewiß klare und wahrheitsgemäße Uebersicht über unser Verhältniß als meine Antwort auf die wiederholten Beschuldigungen Deiner Seits zu beherzigen, und ihren Inhalt Dir zu eigen zu machen, was Dir doch unmöglich unlieb sein und schwer fallen kann. Und so höre auf, liebe Minna, Dich zu quälen, und bedenke, daß wenn Du auch mich damit quälst, dieß doch nur deshalb von mir empfunden wird, weil ich um Dich besorgt bin, und Dich im Innern immer noch so aufgeregt weiß. Was mich sonst betrifft, so bin ich über diese Punkte so klar mit mir, und zu tiefer innerer Ruhe gekommen, daß ich auch in jeder meiner Handlungen in diesem Bezug mich vollkommen sicher und berechtigt fühle; denn ich darf mir sagen, daß ich mein Wohl nur noch darin suche, daß Niemand mehr um meinetwegen leide. — Nun laß Dir das auch für Deinen Seelenfrieden genügen; kannst Du Dir die Vergangenheit nicht in einem versöhnlichen Sinne zurecht legen, so suche sie nach Kräften zu vergessen, und halte Dich an das, was ich Dir bin. — Nächstens mehr! Ich schreibe morgen oder Uebermorgen wieder! Leb wohl! Dank für Deine Briefe!

Dein

Richard.

Wien 19. Oktober 1861.

Meine liebe Minna!

Du quälst Dich unnütz, — dessen sei versichert! Zwar Dein Brief ist zu ernst gemeint, als daß ich ihn mit dieser kurzen Entgegnung zurückweisen könnte, aber — glaube mir — viel anderes werde ich Dir auch mit dem besten Bemühen, Dich aufzuklären, nicht ausführen können, als: Du quälst Dich unnütz! Aus allen Vorfällen und Erklärungen jener schwierigen Zeit, hältst Du fortwährend gerade nur einige fest, läßt den Zusammenhang und Anderes, was milder und beruhigender war, aus Deinem Gedächtnisse fallen, und aus höchst lückenhaften Erinnerungen webst Du Dir fortwährend noch den Schleier, durch welchen Du, zu Deiner Selbstpein, unklar und irrig auf Vorgänge blickst, die Dir so stets in einem trostlosen Lichte erscheinen müssen. Ich sah es ja schon längst ein, daß es unmöglich bleiben müßte, Dir über jene Verhältnisse je das wahre Licht zu verschaffen; auch gebe ich zu, daß von jeder Seite damals so leidenschaftliche Exzesse vorfielen, daß jede besonnene Haltung in Schwanken gerieth, und auch ich will mich nicht dagegen vertheidigen, daß ich zuweilen den Kopf verlor. Eben deswegen mußte damals geendet werden,

damit die Conflictc sich nicht mehr erneuern konnten. Du, meine gute Minna, findest zwar für jeden Deiner begangenen Fehler Entschuldigung, sowohl dafür daß Du jenen Brief erbrachst, der Dich so unglücklich machen mußte, als auch dafür, daß Du, trotz meiner wohlbegründeten Bitten und Beschwörungen, jenen verhängnisvollen Besuch machtest, der mich um mein Asyl bringen, uns Beide für lange — wer weiß für wie lange? — heimathlos machen mußte! — Doch erkenne ich die unbezähmbare Natur des weiblichen Herzen: Besonnenheit in solchen Dingen ist diesem einmal nicht möglich. — Für unsere weitere Zukunft war nun jedenfalls aber das Bedenkliche, daß es mir, namentlich auch später brieflich, nie möglich wurde, Dich über den Charakter jenes Verhältnisses wirklich aufzuklären; daß es mir auch heute noch unmöglich sein würde, ersehe ich von Neuem aus Deinem Briefe. Somit fühlte ich, daß wenn wir wieder zusammenkommen und zusammen leben wollten, eine Haupt- und Grund-Uebereinkunft zwischen uns getroffen werden müßte: Nie, und in keiner Weise jenes Verhältnisses und jener Vorfälle zu erwähnen. In der genauen Beobachtung dieser Uebereinkunft lag die einzige Möglichkeit eines ferneren friedlichen Zusammenseins: nur um dieses zu ermöglichen, gewiß nicht etwa um über Recht oder Unrecht zwischen uns entschieden zu haben, mußte ich auf der Uebereinkunft bestehen. Sobald Du nun, als wir wieder zusammen waren, nur Miene machtest, gegen diese Uebereinkunft zu handeln, gerieth ich außer mir, denn ich wußte, daß eine Verständigung unmöglich war, und alles nur von unsrer größten gegenseitigen Discretion abhinge. Du wirst Dich schwerlich entsinnen wollen, wie oft Dir gelegentlich die Empfindung überlief, und Dich verleitete, offen unsere Uebereinkunft zu brechen. Ich mußte bald einsehen, daß ich von einem so heftig leidenden, weiblichen Herzen zu viel gefordert, und hatte eben nur zu beklagen, daß Du namentlich Dir dadurch das Leben so verbittertest. Dagegen hoffte ich immer noch meinen festgefaßten Entschluß durchführen zu können, nämlich, so oft Du Neigung zeigen würdest, gegen unsre Uebereinkunft zu handeln, die gelassenste Ruhe und Schweigen Dir gegenüberzustellen. Daß ich diesen Vorsatz nicht immer, und endlich immer weniger durchführen konnte, das ist allerdings beklagenswerth. Als ich mir die Kraft hierfür zutraute, hatte ich allerdings auf ein ruhiges, weniger sorgenvolles und aufregendes Leben meiner Seits gerechnet. Mit wahrhaftem Grauen blicke ich nun auf diese abermals durchlebte Pariser Schreckenszeit zurück, wo Kummer, Sorge, Aەرger, Anstrengung und Leiden jeder Art mich schließlich in einen so elenden und überreizten Zustand brachten, daß ich mich nur wundere, wie ich es überhaupt ausgehalten, und daß ich nicht irgend einmal völlig alle Fassung verlor. Konnte es zu den zahllosen Bekümmernissen, die ich täglich zu erfahren hatte, nun noch Schlimmeres geben, als

auch noch unzeitige Erinnerungen an ewig von Dir mißverstandene frühere Vorgänge? Ich betrachte nun einmal Deine ganze Auffassung jenes Verhältnisses als durchaus irrig, bin mir bewußt, daß Alles sich ganz anders, unendlich viel ruhiger und schicklicher verhält, als es vor Deiner Phantasie schwebt: der leiseste Hohn, die kleinste Anzüglichkeit Deiner Seits — war ich nun einmal schon so zermartert wie damals — mußte mich da endlich bis zur Wuth reizen. Daß Du das nicht verstehen willst, und bei solchen Ausbrüchen meiner Heftigkeit stets nur verhaltenen Haß gegen Dich losbrechen, oder glühende Leidenschaft für eine Andere aufschießen sehen willst, das — bedenke doch! — kann mich ja eben nur noch wüthender machen, so daß in solchen Augenblicken wirklich der Tod ersehnt erscheinen muß, — denn dem Elend ist kein Heil zu ersehen, und Verwirrung steigt über Verwirrung. Eben deswegen hatte ich mir vorgenommen, Dir immer in solchen Fällen Ruhe und Schweigen entgegen zu stellen: daß mein Schicksal in Paris wieder so traurig und widerwärtig war, daß ich, ewig gepeinigt und gestochen, meine Fassung nicht bewahren konnte; daß es wieder zu solch nutzlosen schrecklichen Auftritten kam, — das eben giebt mir nun Vorsicht für die Zukunft ein. — Wie voll von der irrigsten Ansicht über jenes Verhältniß Du bleibst, das ersehe ich ja deutlich wieder aus Deinem Brief. Es ist bei Dir zu einer fixen Vorstellung geworden, daß ich nach dem Besitz einer anderen Frau verlangte, und deßhalb Dich haßte und oft unfreundlich behandelte, weil Du mir zur Erreichung meines Zweckes im Wege stündest. Darüber, daß ich nach jenen abscheulichen Gerüchten, welche die Ehre einer ganzen Familie preisgaben und auf Gott weiß was für verbrecherische Szenen schließen ließen, die volle, hingebende Freundschaft eines Mannes, der vor aller Welt durch jene Gerüchte entehrt war, gewann und dauernd für immer mir versicherte — darüber, und wie? durch welches Betragen meiner Seits ich dieß bewirkte, eben das vollste Freundes-Vertrauen jenes Mannes an mich zu fesseln, — darüber machst Du Dir gar keine Bedenken, und hältst nicht für gerathen Dir vorzustellen, was hier vorgefallen sein muß, welche begründete Ansicht dieser Mann über mich und mein Verhalten zu seiner Frau sich verschafft haben muß, um mich ruhig in sein Haus aufzunehmen, und unter seinem Dache gastlich ruhen lassen zu können! Und mich hältst Du für fähig, einer unter solchen Bedingungen und Ueberzeugungen allerdings stets und zu jeder Zeit mir offen stehenden Gastfreundschaft mich bedienen zu können, um aller Vortheile des vollsten häuslichen Vertrauens mich bedienend, um die Frau dieses Mannes zu werben? Sag', Minna, steht nicht das volle Bild eines Wahnsinnes vor Dir? Kannst Du nicht aus meinem — nach jenen Ereignissen — mit ihrem Manne geschlossenen Verhältnisse auf den Charakter meines Verhältnisses zu jener

Frau selbst schließen? Wenn jemals die Leidenschaft sich in ein ursprünglich zartes und reines Verhältniß gemischt — was ich zu meinem wehmüthigen Bedauern nicht läugnen kann — kannst Du daraus, wie, nach so ehrenrührigen Erschütterungen, endlich dieses Verhältniß sich so gestaltete, daß der so schmerzlich Betroffene als Dritter darin seinen beruhigenden Platz gefunden, — kannst Du hieraus nicht darauf schließen, in welche Bahnen jenes Verhältniß zurückgeleitet worden ist, — ja, kannst Du mir verdenken, daß es mich herzlich und tief bekümmert zu ersehen, daß Du — als Vierte — Dich ewig davon ausgeschlossen halten willst? Ich kann Deine Hartnäckigkeit, durchaus ausgeschlossen bleiben zu wollen (dadurch daß Du jenes Verhältniß fortwährend mit falschem Auge ansiehst) nicht besiegen, und habe jeden Versuch dazu aufgegeben. Allein, nie wird Deine Blindheit mich dazu bestimmen, bloß um Deinem falschen Wahne zu schmeicheln, meinen innigen und vertrauten Verkehr mit jener Familie, die — Mann wie Frau — mir mit unerschütterlicher Freundschaft ergeben sind, aufzugeben: es würde darin das Zugeständnis liegen, als ob Deine falschen Vorstellungen wirklich richtig wären. Somit habe ich aber auch ein für alle mal angenommen, daß — änderst Du Deine Ansichten nicht, Du mir wenigstens kein Hinderniß für meinen Verkehr mit Jenen in den Weg legst; hierunter aber verstehe ich nothwendig auch, daß Du Dich jeder Aeüßerung, ja jeder Berührung dieser Beziehungen enthältst: denn Dein fortgesetztes Mistrauen ist eine kränkende Beleidigung, die ich nicht zugeben darf, ohne selbst dieser Kränkung mich theilhaftig zu machen. — Deshalb Deinerseits: vollkommenes Schweigen! Vollkommenes Ignoriren! Nicht weil es etwas Bedenkliches, oder etwas Verdächtiges betrifft, sondern weil Du es nicht erkennen willst oder kannst, wie es ist.

Wirst Du das in Zukunft — um Deiner eigenen Ruhe willen — leisten und halten könnien?? — Trotzdem Du mir in Abrede stellen wirst, es nicht bisher schon bereits gethan zu haben, so weiß ich doch jetzt aus den Erfahrungen der letzten Jahre, daß es Dir auch in Zukunft nicht vollständig möglich sein wird! Gewiß, ich beklage Dich nur deshalb, und zürne Dir darüber nur deswegen, weil Du Dir so unnütze Noth damit machst! Da ich nun sehr wohl fühle, was ich Dir andrer Seits schuldig bin, und daß auf mir die tief innige Verpflichtung für Deine Ruhe, Dein möglichstes Wohlbehagen liegt, und da selbst die Ansicht wirklich wohlwollender gegenseitiger Freunde mich nicht dafür bestimmen kann, in einem dauernden Auseinander-Leben die beste Beruhigung für Dich zu suchen: so bekümmert mich nichts so, als die Rathlosigkeit in der ich mich in Bezug auf Dein künftiges Schicksal befinde. Wirklich, Minna, ich habe Dich lieb; Du thust mir gränzenlos leid, namentlich weil Du Dich so unrichtigen Vorstellungen über mich hingiebst. Ich selbst möchte gern zu



Deiner Beruhigung beitragen, und immer will ich es noch nicht aufgeben, Dir noch einmal an meiner Seite ein sorgenloses, so wohl verdientes heiteres Alter zu bereiten: Du solltest Dich überzeugen, daß ich eben nur nach Ruhe und Frieden, nicht aber nach irgend welchem neuen Besitze verlange. Allein, wie soll mir das möglich werden? Die Erfahrungen des letzten Pariser Aufenthaltes haben mir gezeigt, wie wenig ich auf mich selbst, auf meine besten und ruhigsten Vorsätze mich verlassen kann, sobald zu dem geheimen inneren Zwiespalt die gränzenlosen Aufregungen einer stürmischen, oft zur Verzweiflung sorgenvollen äußeren Lebenslage gelangen. Ich kann mir, mit vollem Bewußtsein meines besten Willens, Dich immer ruhig und freundlich zu behandeln, wohl deutlich vorstellen, wie wir Beide mit der Zeit ganz vortrefflich auskommen, und verhältnißmäßig noch ganz behaglich das Leben genießen können; aber dieß nur unter der Bedingung, daß meine Lebensstellung vollkommen gesichert sei, eine definitive Niederlassung an einem angenehmen Orte, wo ich mir entsprechende Beschäftigung, und vollständig genügendes Auskommen zugesichert erhalte, mir ein für alle mal zu Gebote gestellt ist. Erreiche ich dieß — und ich arbeite darnach aus allen Kräften (denn auch mir fehlt dieß zu meinem Gedeihen), so würde ich der herzloseste Mensch sein, wenn ich nach viel Stürmen und Nöthen, Dir, meiner armen vielgeprüften Frau, nicht dieses ersehnte Asyl zu theilen anbieten wollte: gewiß, mit innigster Freude würde ich Dir dann zurufen: komm, Alte! Nun wollen wir's uns endlich einmal ein wenig bequem machen! — Und gewiß, ich zweifle nicht, Glück, Ruhe und Zufriedenheit würden — nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen — dann nicht ausbleiben. Welche Genugthuung, welch' innige Befriedigung für mich, Dir endlich dieß anzubieten. Mir würde meine alte Laune, meine Lust zu häuslichem Behagen wiederkommen: fängst Du einmal wieder Grillen, und gingen Dir die alten Schnurren im Kopfe herum, — ich ließ Dich dann ruhig mit Dir selber fertig werden, bis Du's endlich einmal ganz los wärest! —

Dieses — stehe denn auch fest! Vielleicht kann ich Dir's bald bieten!

Jetzt aber, meine gute Frau! — jetzt hilf mir das Elend tragen! Fasse meine Lage klar in's Auge, und sieh', wie zu all den schrecklichen Sorgen und Bekümmernissen, denen ich fast erliege, Du sehr Unrecht thust, auch noch so peinigende und unnütze Qualen für Dich und mich heraufzubeschwören, wie Du's — wenn auch in guter Absicht — doch eben wieder thatest. Bedenke, wie es mit mir steht! Keine meiner Bemühungen um eine feste Stellung findet bis jetzt nur irgend eine Beachtung: eine gewöhnliche Kapellmeisterstelle wäre mein Tod. Meine älteren Opern sind überall herum: mit meinen neuen Werken stoße ich auf fast — un-

überwindliche Schwierigkeiten. Ich bin mit meinen neuen Arbeiten meiner Zeit und demjenigen was unsre Theater leisten können, weit — weit vorausgeeilt. Bereits ist mir Karlsruhe für den Tristan schädlich gewesen: meine Feinde sprengen mit Schadenfreude aus „das sei zwar meine beste Partitur, aber unaufführbar“. Ich komme nach Wien. Ander krank; es stellt sich endlich heraus, daß für diesen ganzen Winter schwerlich auf ihn zu rechnen sein wird. Dieses Unglück wird wieder benutzt, die Unausführbarkeit der Oper auf's Tapet zu bringen. Der neue Tenor Morini, dessen Debüts ich entgegen sehe, hat alle Opern erst neu mit dem deutschen Text zu lernen: soll er dem Repertoire nützen, so ist es schwierig ihn 2 Monate mitten im Winter für eine neue Oper herzugeben. Ich habe mich an den Gedanken zu gewöhnen, wohl erst im Herbst des nächsten Jahres die Aufführung mir zu erwarten. Unter solchen Umständen herrscht auch in der Direction Unentschlossenheit: es fällt mir schwer, ein großes Honorar anzusprechen; vergeben will ich mir aber auch nichts. Tannhäuser, Lohengrin hier neu einzustudiren, und dadurch die Aufmerksamkeit auf meine Leistungen als Dirigent zu wenden, (wodurch eine Anstellung als General-Musik-Director leicht anzuregen gewesen wäre) war auch unmöglich. So daß ich im Augenblicke nichts — nichts für mich in Wien thun kann. Wie steht's nun anderswo?

Kein Mensch fragt nach mir. Ich habe ganz und gar wieder von vorne anzufangen. Nach meiner Kunst ist nirgends ein Bedürfniß, und überhaupt die Zeit den Kunstinteressen sehr nachtheilig. Ich will nach Berlin gehen, und sehen was ich persönlich dort für Eindruck machen kann. Aber was hoffen? Sehr wenig. Aus Paris nichts Aufmunterndes. Der Direktor des théâtre lyrique ein unentschlossener, ewig von Geldnoth verfolgter, muthloser Mensch. An der Opéra comique Alle Statute gegen den Tannhäuser: Roger hat nur einmal die Aufführung zu Stande bringen dürfen. Von Perrin und einem neuen Theater unter ihm ist wieder die Rede. Rienzi — ferne Zukunft. Für den Augenblick Alles problematisch. Durch meinen Fortgang von Paris Alles erschöpft, was ich von Succurs erwarten konnte. So — armer Mutzi — ist meine äußere Lage, wirklich hülflos und verzweiflungsvoll. — Wie glaubst Du nun, daß es mit meinem Inneren steht? Seit Jahren wieder ganz meinen Arbeiten, die mich einzig immer aufrecht hielten, entrissen: Alles, was ich arbeiten könnte, wenn ich noch irgend Lust hätte, muß mir chimärisch vorkommen. Wie es aufführen, bei diesem elenden Zustande der vorhandenen Operntheater? Ich fühle es tief in mir — wenn es so fort geht, bin ich am Ende. Ich habe auf nichts mehr Hoffnung und Vertrauen. Dieß macht mich bitter: auch wird mir Aerger über Aerger nicht erspart. Oft sage ich mir: ach! könntest Du doch ganz aus der Welt

verschwinden! — Ernstlich sehe ich auch, daß meiner künstlerischen Zukunft, wenn ich noch irgend eine Aussicht dafür habe, nur dadurch ein Boden verschafft werden könnte, daß ich mich dauernd wieder mit der Pflege eines Theaters befassen kann. Dazu bedarf ich aber eben der Stellung, um die ich mich bemühe, und für die ich noch so gar keine Aussicht habe. Für Wien kann ich erst in einem Jahre mir etwas erwarten. Wie nun Geduld haben? Wie Muth und Lust zu einem ewig so gehinderten Leben behalten? — Ach! ich könnte so stundenlang fortfahren, und erschöpfte doch alle die Gründe meiner tiefen, ich kann sagen, verzweiflungsvollen Stimmung nicht. Noch behalte ich zwar den Kopf oben: nichts was mir irgend nützen könnte, vernachlässige ich. An Seebach habe ich bereits ohnlängst geschrieben: die Amnestie, die Amnestie ist gar zu wichtig. Gestern schrieb ich auch wieder an Portalès. Ich will wenigstens, daß man wissen soll, wie verlassen ich bin, damit man, wenn ich doch einmal drauf ginge, nicht sagen könne, man habe nichts davon gewußt! —

Was kann ich Dir nun, arme Frau, in so trauriger Lage, mit so traurigem Bewußtsein, anbieten? — Um Gottes Willen mach' mir das Herz nicht noch schwerer! — Sei versichert, daß ich die Sorge für Dich nicht aus dem Auge verliere: ich hoffe in Berlin etwas zu erwirken, was auch Dir zur Beruhigung gereicht. Dahin will ich denn zunächst. Ob dann noch nach Paris? das soll von Nachrichten abhängen. Käme diesen Winter noch der Tristan (mit Morini) in Wien zu Stande, so wollte ich das als ein großes Glück betrachten, was allerdings wichtige Folgen haben könnte. Aber — alles ist so lose und locker, und man muß eben nur sehen, wie man sich von Tag zu Tag durch frißt. — In Wahrheit — — schöne Auspizien für eine silberne Hochzeit! — Ach, mein Kind! darin liegt ja mein Gram! Ich glaube fast, wir thäten recht, für diesmal diesen Tag gänzlich zu ignoriren! Das Schicksal ist nun einmal grausam zuwider. Doch ist's noch etwas Zeit bis dahin: möglich, daß etwas Gutes eintrifft! Ist dieß der Fall, so wollen wir ihn doch still zu feiern suchen! Ich bin Dir um diese Zeit wahrscheinlich nicht weit: — wollen sehen! Aber — um des Himmels Willen, füge zur wahren Noth nicht noch eingebildete! Wahrlich, wir haben genug! Ich kann Dir wahrlich nichts anderes sagen! —

Nun! leb' so wohl als Du kannst für heute! Und — möge das Schicksal es fügen — wie es wolle, ich beschwöre Dich, schweige, schweige vollständig über Alles Jene! Du scheinst nun einmal ewig dabei im Unklaren bleiben zu müssen!

Nochmals, leb' wohl — und sei gut Deinem

Manne R.